

## **Die Dialektik von Einheit und Differenz. Zur Diskussion über Migration, Multikulturalismus und Integration in Amerika und Europa (Teil I)**

von

**SEBASTIAN VOIGT**

### **Die europäische Ignoranz gegenüber Amerika**

Zunächst gilt es, einige grundlegende Charakteristika der amerikanischen Gesellschaft aufzuzeigen, die sie fundamental von den meisten europäischen unterscheidet. Diese unter das Schlagwort *American Exceptionalism* zu fassenden Aspekte stoßen in Europa und besonders in Deutschland auf eine weit verbreitete Ignoranz. Amerika kann also mit gutem Recht als *terra incognita* im europäischen Bewusstsein bezeichnet werden. Der Fokus wird dennoch nicht auf dem Antiamerikanismus liegen, auch wenn man der Feindschaft gegen Amerika als dem Symbol der Moderne und damit einhergehend der Feindschaft gegen Liberalismus, gegen die Werte der Aufklärung immer wieder in Alltagssituationen begegnet.

Zwei kurze Beispiele: Vor kurzem war ich gezwungen, an einem Kneipentisch ein Gespräch darüber mit anzuhören, dass es Deutschland endlich gelingen müsse, sich von der „US-Diktatur“ zu befreien. Irgendwie habe ich mir dann die amerikanischen Truppen zurückgewünscht, die nach der Befreiung in Westdeutschland stationiert waren. Zweites Beispiel: Auf dem Weg zur Arbeit kam ich an einem sehr großen Werbeplakat der Firma *Bionade* vorbei, auf dem stand: „Holunder statt Blackberry“. Die Puristen der *Gesellschaft für deutsche Sprache* dürfte dies ebenso freuen wie die Nazis, die eine Zerstörung der deutschen Kultur durch Anglizismen fürchten. Dass die Amerikanisierung der westdeutschen Gesellschaft nach der Zerschlagung des Nazi-Regimes eine immense Zivilisierung darstellte, die dazu geführt hat, dass Deutschland heute eine halbwegs funktionierende Demokratie ist, sei hier nur am Rande erwähnt.

Der Antiamerikanismus steht auch in einer engen Verbindung zum Schwerpunkt dieses Beitrags. Das Lamentieren darüber, dass Amerika eine durch und durch verrottete Gesellschaft sei, geht bis ins 18. Jahrhundert zurück und erreicht im Nationalsozialismus seinen Höhepunkt. Adolf Hitler hielt Amerika für eine „halb verjudete, halb vernegerte Gesellschaft“, die dem Untergang geweiht sei. Derartige Aussagen finden sich auch heute, beispielsweise bei Alain de Benoist, dem Cheftheoretiker der *Nouvelle Droite*. Wie nahezu jedes ideologische Ressentiment hat auch dieses sozusagen einen wahren Kern – die demografische Zusammensetzung der amerikanischen Gesellschaft und die Geschichte der Einwanderung gänzlich sehen nämlich anders aus als in Kontinentaleuropa.

### **Die demografische Entwicklung Amerikas**

Amerika bot seit dem Beginn der europäischen Einwanderung im 17. Jahrhundert immer wieder politisch oder religiös Verfolgten Aufnahme und die Möglichkeit eines Neuanfangs. Dies trifft in besonderem Maße auf die aus Osteuropa stammenden Juden zu, die in Amerika ein Leben frei von staatlicher antisemitischer Verfolgung und Diskriminierung führen konnte. Dass die Einwanderung

Amerika bis heute stark prägt und zur Herausbildung spezifischer politischer Strukturen sowie einer weit verbreiteten Toleranz geführt hat, zeigt der neue Bericht des *Census Bureau* über die zu erwartende Bevölkerungsentwicklung bis 2050. Nicht nur wird die amerikanische Bevölkerung im Gegensatz zu allen anderen Industriestaaten weiter anwachsen, und zwar auf rund 400 Millionen im Jahr 2039 und auf 439 Millionen im Jahr 2050. Vor allem wird sich auch der Anteil der ethnischen Gruppen und Minderheiten massiv wandeln. Der Beitrag der *New York Times* zu dem Bericht hatte deshalb die Überschrift: „Transforming America: Minorities will be in majority in 2042“. Zum ersten Mal wird also der Anteil der weißen Bevölkerung unter 50 Prozent fallen. Zugleich wird sich der Anteil der hispanischen Bevölkerung von 15 auf 30 Prozent erhöhen, ebenso wie sich der Anteil der asiatischstämmigen Amerikaner auf zehn Prozent verdoppeln wird. In einigen Staaten wie Texas und Kalifornien stellen bereits heute die früheren Minderheiten die Mehrheit.

Trotz der jahrhundertlangen Einwanderung und sehr unterschiedlicher Einwanderungswellen ist es der amerikanischen Gesellschaft immer wieder gelungen, die Immigranten nicht nur zu integrieren, sondern sie zu patriotischen Amerikanern zu machen. Auch heute steht Amerika nicht vor den gleichen Problemen wie die europäischen Gesellschaften. Obwohl es ethnisch stark separierte Viertel gibt – man denke nur an die Chinatown in fast jeder amerikanischen Großstadt –, bildet sich keine Parallelgesellschaft heraus. Denn der Bezug auf die ethnische und kulturelle Herkunft ist anders konnotiert und hat andere Implikationen als in Deutschland. Außerdem ist keine Radikalisierung von Muslimen festzustellen, wie sie sich in vielen europäischen Gesellschaften vollzogen hat. Vor allem nach den Anschlägen in London und der daraus folgenden Debatte über den *home-grown terrorism* wurden einige vergleichende Studien über Muslime in England und in Amerika veröffentlicht, die eklatante Unterschiede zutage förderten. Eines der zentralen Ergebnisse lautete: Die in Amerika lebenden Muslime sind besser integriert, sie sind moderater und verstehen sich in der absoluten Mehrheit als *Muslim-Americans*. Diese Punkte verweisen auf eine andere Verfasstheit der amerikanischen Gesellschaft, deren Genese und historische Entwicklung kurz analysiert werden soll.

## **Die Geschichte der Einwanderung nach Amerika**

Der amerikanische Historiker Oscar Handlin sagte einmal, er habe eine Geschichte der Einwanderung nach Amerika schreiben wollen und dann festgestellt, dass die Einwanderung die amerikanische Geschichte *ist*. Dass die Neuankömmlinge nicht immer willkommen geheißen wurden, dass es immer wieder ausländerfeindliche, rassistische Gruppierungen gab und bis heute gibt, ist so richtig wie die Tatsache, dass dies der Attraktivität Amerikas als Einwanderungsland nie einen Abbruch getan hat. Amerika erscheint für viele als das Land der Zukunft und der unbegrenzten Möglichkeiten. Der Topos des *American Dream* ist immer ideologisch aufgeladen und zugleich sehr viel mehr. In ihm reflektiert sich die reale Immigrationerfahrung von Millionen Menschen, die in der Neuen Welt Zuflucht vor Armut und unterdrückenden Verhältnissen fanden.

Die amerikanische Geschichte ist zu verstehen als die permanente Kollision der in den Gründungsdokumenten der Republik verankerten Werte mit ihrer (fehlenden) Umsetzung. Doch auch wenn sich die Kluft zwischen Ideal und Realität wohl nie schließen wird und vielleicht auch nicht schließen kann, ist es im Laufe der Zeit doch zu einer Annäherung gekommen.

Der Ausgangspunkt der besonderen gesellschaftlichen Struktur Amerikas reicht zurück in die Frühphase der Besiedlung des nordamerikanischen Kontinents durch europäische Flüchtlinge, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts die ersten Kolonien gründeten. Vor ihrer Ankunft in Amerika waren sie bereits vor religiöser Unterdrückung aus England in die Niederlande geflohen. In der stark religiös geprägten Sicht der Calvinisten erschien die Überfahrt in die Neue Welt als Erfüllung der biblischen Heilsgeschichte, als neuer Exodus. Amerika war für die in Europa religiös Verfolgten das neue Israel, das Gelobte Land. Sie beabsichtigten, *A City upon the Hill*, ein „neues Jerusalem“ zu gründen, wie es der erste Gouverneur der Kolonie Massachusetts, John Winthrop, in einer Predigt formulierte. Die biblische Metaphorik und der Rekurs auf die Exodusgeschichte wurden maßgebend für das amerikanische Selbstverständnis als Gegenpol zum alten Europa.

Eine religiöse Toleranz bildete sich auch dort nur in widersprüchlichen historischen Prozessen heraus. Generell ist es kennzeichnend, dass religiöse Konflikte anders gelöst wurden als durch bewaffnete Auseinandersetzungen, die für die europäische Geschichte so typisch waren. Bei Unstimmigkeiten

kam es beispielsweise zur Gründung einer neuen Siedlung, was durch die massenhafte Verfügbarkeit von dünn besiedeltem Land ermöglicht wurde.

Um ein konkretes Beispiel zu nennen: Die von dem Quäker William Penn gegründete Kolonie Pennsylvania wurde zu einem Beispiel für einen pragmatischen und gelassenen Umgang mit religiösen Differenzen und zu einem Zufluchtsort verfolgter religiöser Minderheiten. In der Verfassung wurde Gewissensfreiheit garantiert und ein fortschrittliches Strafbuch verankert. Der französische Philosoph Voltaire pries Pennsylvania als eine Regierung ohne Priester und sah nur dort die Postulate der Aufklärung realisiert. Die Situation in den Kolonien lässt manifest werden, was Hannah Arendt immer wieder hervorhob: dass dort nämlich im Gegensatz zu Europa die praktischen Erfahrungen den theoretischen Reflexionen vorausgingen. Es war Amerika, das Europa das praktische Beispiel gab, und nicht Europa, das Amerika die Theorie des Kontraktualismus und der Toleranz brachte.

Zum Verständnis dieser Entwicklung sind die Eigenheiten des Puritanismus zu berücksichtigen. Dieser bedarf keiner zentralen Instanz religiöser Autorität wie den Papst, weil er auf der Idee eines Vertrags der Individuen mit Gott basiert, dem so genannten *covenant*. Damit wird auch jede Form der Vermittlungsinstanz zwischen beiden obsolet und eine Priesterschicht überflüssig. Das wirkte sich auf die Struktur der Kirchengemeinden aus, die nach dem Prinzip des Voluntarismus aufgebaut waren. Die demokratische Organisation der Gemeinden und die auf Freiwilligkeit beruhende Teilnahme wurden später in den Staatstheorien in die Idee der Partizipation am politischen Leben transformiert.

Der folgende Text ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, den der Leipziger Historiker Sebastian Voigt am 18. August dieses Jahres in Köln auf einer Vortragsveranstaltung zum Thema „Integrationsdebatten – zwischen Einheit und Differenz“ gehalten hat. Er wird auf diesem Weblog in zwei Teilen publiziert: Der erste Teil folgt gleich im Anschluss, der zweite am 6. September.



### **Die amerikanische Revolution und die Dialektik von Einheit und Differenz**

Diese frühe Entwicklung legte den Grundstein für die sich in der amerikanischen Revolution von 1776 manifestierende Säkularisierung einer zunächst genuin religiösen Erfahrung. Nicht nur die hohe Alphabetisierungsrate, sondern auch die sich aus der Stellung der Gemeinde ergebende Selbstregierung und lokale Selbstverwaltung führten zur Herausbildung eines politischen Bewusstseins bei einem Großteil der Bevölkerung. Nach der zugespitzten Situation in den Kolonien, die sich in der ersten antikolonialen Revolution der Weltgeschichte entlud, standen die Revolutionäre unmittelbar vor dem praktischen Problem, aus dreizehn Kolonien mit sehr unterschiedlichen Traditionen, zahlreichen verschiedenen Sekten und einer heterogenen Bevölkerung eine gemeinsame

Nation hervorgehen zu lassen. Für eine religiös und geografisch stark fragmentierte Gesellschaft war der Föderalismus der Garant des Pluralismus. Nur eine Zersplitterung der Macht und eine Dezentralisierung der politischen Struktur helfe, eine „Tyrannei der Mehrheit“ zu verhindern, schrieb Tocqueville. Nach der erfolgreichen Revolution musste also eines der grundlegenden Probleme der Moderne gemeistert werden: die Dialektik von Einheit und Differenz.

Die theoretische Diskussion darüber findet sich in den *Federalist Papers*. Besonders der zehnte Artikel gilt als die Konzeptionalisierung des modernen Pluralismusprinzips. Madison schrieb darin: „Solange die menschliche Vernunft fehlbar ist und der Mensch frei ist, sie zu benutzen, wird es unterschiedliche Meinungen geben.“ Angenommen wird demnach, dass es niemals zu einer völligen Übereinstimmung von Interessen in der menschlichen Gesellschaft kommt, sondern Differenzen immer bestehen bleiben. Nicht die Beseitigung dieser Unterschiede oder ihre Harmonisierung ist somit das Ziel, sondern vielmehr ein adäquater Umgang damit. Für Madison bestand dieser Umgang in einer Neutralisierung der Auswirkungen von Meinungsverschiedenheiten durch ihre Institutionalisierung. Deshalb verwarf er auch die direkte Demokratie. Im Gegensatz zu den französischen Revolutionären verwahrten sich die amerikanischen Revolutionäre einer Verherrlichung des Volkes und verfielen nicht dem Glauben, dass es direkt herrschen könne. Sein politischer Einfluss müsse über Institutionen vermittelt sein, um einen Despotismus der Mehrheit zu verhindern. Eine reine Demokratie laufe Gefahr, in eine Ochlokratie, also eine Herrschaft des Pöbels, umzuschlagen.

Der Anspruch auf die Bewahrung der Pluralität und die Vermeidung von Homogenisierung und Zentralisierung manifestiert sich auch im Motto der Vereinigten Staaten von Amerika: *E pluribus unum*, aus den vielen eins. Einen Versuch seiner Umsetzung stellen die 1787 verabschiedete Verfassung und der Grundrechtskatalog dar. In ihnen ist ein System der *checks and balances* festgeschrieben. Weitere grundlegende Elemente sind die Volkssouveränität mit Repräsentationssystem und das Bundesstaatenprinzip, das die Kompetenzen der Zentralgewalt und der Einzelstaaten regelt. Die Verfassung ist aber nicht nur die Institutionalisierung des politischen Pluralismus, sondern auch die Garantie für religiöse Vielfalt. Zur Sicherung der Einheit in dieser Vielheit bedurfte es einer strikten Scheidung von Staat und Glauben.

Die völlige Freiheit des Glaubens wurde gewährt; zugleich wurde dieser aber rigoros aus der öffentlichen Sphäre ferngehalten. Er wurde privatisiert und dadurch neutralisiert. In den *Bill of Rights* wurde das Prinzip der Religionsfreiheit und der Trennung zwischen Kirche und Staat, die Thomas Jefferson als *wall of separation* bezeichnete, konstitutionell fixiert. Der bis heute in Amerika wegweisende und nie angetastete erste Zusatz lautet: „Der Kongress darf kein Gesetz erlassen, das die Einführung einer Staatsreligion zum Gegenstand hat, die freie Religionsausübung verbietet, die Rede- und Pressefreiheit oder das Recht des Volkes einschränkt, sich friedlich zu versammeln und die Regierung durch Petition um Abstellung von Missständen zu ersuchen.“ Die amerikanische Verfassung bildet den Abschluss der Genese der amerikanischen Nation und zugleich die Basis für die weitere Entwicklung.

Der Historiker Dan Diner fasste die Besonderheit Amerikas wie folgt zusammen: „Die amerikanische Revolution beruht auf einem Universalismus der Menschen- und Bürgerrechte, dem es nicht auferlegt war, gegen bestehende Verhältnisse anzutreten. Das Privileg Amerikas war es, die Wirklichkeit einer neuen Welt gleichsam aus sich heraus zu erfinden. Die amerikanische Utopie etablierte sich in der Gegenwart, während die kontinentalen Revolutionen jeweils unterschiedliche Visionen in die Zukunft projizierten.“

### **Die Tradition des Liberalismus und das Selbstverständnis als Amerikaner**

Amerika war also frei von historischem Ballast wie Absolutismus und Feudalismus. Nicht nur die Genese einer spezifischen politischen Struktur ist aus den unterschiedlichen Prämissen zu erklären, sondern auch die Entstehung einer Tradition des liberalen politischen Denkens. Schon nach der erfolgreichen Unabhängigkeit blieb eine Konterrevolution aus. Es bildete sich keine reaktionäre Bewegung heraus. Ebenso wenig entstand eine Arbeiterbewegung, die mit der europäischen vergleichbar gewesen wäre. Natürlich gab es militante Klassenkämpfe, aber diese drehten sich um die konkrete Verbesserung der Arbeits- und Lebensumstände. Dieser Kampf wurde auf dem Boden der Verfassung und unter affirmativem Bezug auf sie ausgefochten. Hinzu kommt, dass nicht zuletzt

aufgrund der Einwanderung das meritokratische Prinzip das bestimmende wurde: Es zählte nicht die Herkunft oder Tradition, sondern die Leistung.

Aus der Notwendigkeit der Akzeptanz von Differenz und Pluralität entwickelte sich die Tradition des Liberalismus, und ein demokratischer Habitus wurde gesellschaftliche verwurzelt. Außerdem bildete sich eine kritisch-distanzierte Haltung gegenüber Autoritäten heraus, vor allem gegenüber dem Staat. Theodor W. Adorno beschrieb diese Aspekte so: „Wesentlicher und beglückender war die Erfahrung des Substantiellen demokratischer Formen: dass sie in Amerika ins Leben eingesickert sind, während sie zumindest in Deutschland nie mehr als formale Spielregeln waren und, wie ich fürchte, immer noch nicht mehr sind. Drüben lernte ich ein Potenzial realer Humanität kennen, das im alten Europa so kaum vorfindlich ist. Die politische Form der Demokratie ist den Menschen unendlich viel näher.“

Das wirkte sich stark auf den amerikanischen Patriotismus und die Frage aus, was es bedeutet, Amerikaner zu sein. Selbstverständlich bedarf auch Amerika als Nationalstaat der Konstruktion einer einheitlichen Identität. Das Einheit stiftende Moment wurde in einer berühmten Formulierung als *American Creed* bezeichnet. Es meint die Herstellung einer gemeinsamen Identität über den Bezug auf abstrakte politische Werte. Dieser „Patriotismus der Werte“, der Amerika paradigmatisch als zivile Nation auszeichnet, wird immer wieder in symbolischen Handlungen bekräftigt, was die Wichtigkeit der Flagge, des 4. Juli, der Verfassung und des *Pledge of Allegiance* zeigt. Amerika ist das Gegenkonzept zur ethnisch fundierten Nation; es herrscht ein inklusiver Patriotismus vor. Der Bezug auf die abstrakten, in der Verfassung niedergelegten Werte begründet den Kern dessen, was die Substanz des Amerikaner-Seins ausmacht. Das sich um diesen Kern konstituierende Selbstverständnis muss immer wieder verändert und angepasst werden. Es ist ein permanenter Aushandlungsprozess, und die Diskussion darüber wird in der amerikanischen Gesellschaft auch regelmäßig geführt.

Permalink dieses Beitrags: <http://www.lizaswelt.net/2008/09/e-pluribus-unum-i.html>

## Teil II

### Das Pluralismusprinzip und die jüdische Einwanderung nach Amerika

Die Geltung des Pluralismusprinzips in den Vereinigten Staaten soll nun anhand der jüdischen Einwanderung dargelegt werden. Doch zunächst einige allgemeine Zahlen zur Immigration: Zwischen 1820 und 1914 kamen über 33 Millionen Menschen nach Amerika, darunter etwa fünf Millionen Deutsche, 4,5 Millionen Iren und zwei Millionen Juden. Nach einer ersten Welle von deutschsprachigen Juden seit den 1820er Jahren waren es im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts vor allem Juden aus Osteuropa, die vor Armut und Antisemitismus nach Übersee flohen.

Die Geschichte der Juden in Amerika ist im Großen und Ganzen eine Erfolgsgeschichte. Als Gruppe gelang ihnen ein immenser sozialer Aufstieg. Viele engagierten sich immer wieder für andere Minderheiten und kämpften für die Aufrechterhaltung der Religionsfreiheit. Die amerikanischen Verhältnisse führten jedoch auch zu einer grundlegenden Veränderung des Judentums. Viele Rabbiner klagten, dass die Juden nicht mehr in die Synagogen gingen und sich lieber den weltlichen Genüssen hingaben. Es entstand ein Reformjudentum, das eine liberale Auslegung des Glaubens propagierte, den Gottesdienst in englischer Sprache abhielt und den Glauben mehr und mehr kulturalisierte und als Privatangelegenheit betrachtete. Das führte dazu, dass immer wieder über die Stellung der Juden in der amerikanischen Gesellschaft diskutiert wurde. Konnten sie Juden bleiben und zugleich Amerikaner werden? Oder mussten sie ihr Judentum aufgeben, um sich gänzlich zu integrieren?

## **Melting Pot oder Cultural Pluralism?**

Diese Debatte spitzte sich nach dem Ersten Weltkrieg zu. Es war die Zeit des Erstarkens fremdenfeindlicher Bewegungen und der Höhepunkt der so genannten Amerikanisierungsbewegung. Innerhalb der Diskussion prallten paradigmatisch zwei Positionen aufeinander, die bis heute die Pole der Debatte ausmachen: *Melting Pot* und *Cultural Pluralism*. Der Begriff *Melting Pot* (Schmelztiegel) geht zurück auf den Titel eines 1908 in Washington D.C. uraufgeführten Theaterstücks von Israel Zangwill, einem in London aufgewachsenen Juden, dessen Eltern aus Osteuropa kamen und später nach Amerika gingen. Der Protagonist des Stücks, David Quixano, ist als russischer Jude beim Pogrom in Kishinev gerade noch einmal mit dem Leben davongekommen und nach Amerika geflohen. In New York lernt er Vera kennen, die (christliche) Tochter eines russischen Grafen, der für das Massaker verantwortlich ist. Gegen alle Widerstände heiraten sie am Schluss und symbolisieren dadurch die gelungene Verschmelzung. Der *Melting Pot* war somit gewissermaßen ein Symbol für die Produktivität von Mischungsverhältnissen. Zangwill sah in Amerika das Land der Zukunft, in dem Juden frei von antisemitischer Verfolgung leben können. In einem gewissen Sinn ist es außerdem das Land der Heimatlosigkeit, und somit sind dort sozusagen alle Menschen Juden. Zangwill schrieb: „Was ist der Ruhm von Rom und Jerusalem, wo alle Nationen und Rassen sich zum Gottesdienst versammeln und zurückblicken, verglichen mit der Pracht Amerikas, wo alle Rassen und Nationen eintreffen, um zu arbeiten und vorwärts zu blicken?“

Als Gegenbild zum *Melting Pot* formulierte Horace Kallen kurz nach dem Ersten Weltkrieg sein Konzept des *Cultural Pluralism*. Zu dieser Zeit wurde der Assimilationsdruck auf die Einwanderer immer stärker. Kallen suchte nach einem Weg, der es den Einwanderern erlaubte, an ihrer eigenen Kultur und ihren eigenen Traditionen festzuhalten. Diesen Weg fand er im *Hyphenated-American* (Bindestrich-Amerikaner). Er sah dabei keinen Widerspruch zwischen der Loyalität zu Amerika, die über einen Bezug auf abstrakte politische Werte hergestellt werde, und einer Konservierung der kulturellen Herkunft.

## **Die Aktualität der Diskussion**

Die amerikanische Gesellschaft ist ein Beispiel für die gelungene Integration völlig unterschiedlicher Einwanderergruppen. Sie ist es bis heute und wird es aller Voraussicht nach bleiben. Die Struktur der amerikanischen Gesellschaft erfordert dabei die Zurückdrängung der Religion aus der öffentlichen Sphäre. Amerika ist eine Gesellschaft, die stark auf Gruppenrechte Rücksicht nimmt, um die Tyrannei der Mehrheit zu verhindern. Ein affirmativer Bezug auf die eigenen kulturelle und ethnische Herkunft ist deshalb weit verbreitet. Das ist – im Unterschied zu Europa – aber kein Hindernis für eine erfolgreiche Integration. Denn die kulturelle Differenz wird nicht als Gegensatz zum amerikanischen Selbstverständnis begriffen, sondern als dessen integraler Bestandteil. Der Integrationsprozess von Einwanderergruppen folgt meist einem bestimmten Schema, an dessen Ende eine Art Folklorisierung der kulturellen Herkunft steht. Im März habe ich mir die St. Patricks Parade in Morristown, New Jersey angesehen. An diesem Tag sind alle *Irish*, tragen grüne T-Shirts und trinken *Guinness*. Besonders stolz sind diejenigen, die irische Vorfahren haben. Dies hindert aber indisch-amerikanische Familien nicht daran, ebenfalls „Proud to be Irish“-T-Shirts zu

tragen und begeistert mit Irlandfahnen zu wedeln, wenn die *Marching Band* mit ihren Dudelsäcken vorbeizieht.

Dieses Beispiel soll verdeutlichen, dass die Betonung der ethnischen und kulturellen Differenz ein Bestandteil des gelungenen Integrationsprozesses ist und kein Hindernis. Differenz wird also integrativ aufgefasst. In neueren Diskussionen ist oft von *voluntary affiliation* die Rede, einer freiwilligen Verbindung, die jederzeit wieder aufgelöst werden kann. Kulturelle Differenz, die auf Freiwilligkeit beruht, wird hier als Bereicherung einer multikulturellen Gesellschaft verstanden, nicht als Zwangsverhältnis, dem sich das Individuum zu unterwerfen hat. Das kann jedoch nur funktionieren, wenn es eine klare, von allen geteilte Grundlage des Selbstverständnisses gibt, die in Amerika in den Werten der Gründungsdokumente besteht. Dies lässt eine weitgehende Akzeptanz von kultureller und ethnischer Differenz zu und macht Amerika zu einer der multikulturellsten Gesellschaften der Welt. Gerade das kennzeichnet ihren distinkten Charakter.

### **Der Multikulturalismus in Europa und die Aporien des Universalismus**

In Europa hingegen dient der Bezug auf den Multikulturalismus nicht selten zur Legitimation einer barbarisch-religiösen Praxis. Diese Praxis wird zumeist nicht kritisiert, denn sie sei, so heißt es oft, etwas „Anderes“, etwas „Fremdes“, weshalb eine Kritik an ihr „eurozentristisch“ sei. Das verweist auf eine Aporie. Der Gedanke des Universalismus, aber auch der Gedanke an Minderheitenrechte und an das Recht auf Differenz entstammen einer spezifisch philosophischen Tradition, nämlich der Aufklärung. Und diese ist eine genuin westliche Errungenschaft. Ein Bezug darauf setzt sich somit zwangsläufig dem Vorwurf des Eurozentrismus aus. Zugleich ist dieser Bezug schlicht alternativlos. In der westlichen Ideengeschichte gibt es unterschiedliche Traditionen, die etwas vereinfachend französische und angelsächsische Aufklärung genannt werden können. Bis heute wirken sich diese Traditionen auf die Strukturen der jeweiligen Gesellschaft aus, und sie zeigen sich vor allem im unterschiedlichen Umgang mit der Religion. Während sich die französische Aufklärung durch eine vehemente Kirchenfeindschaft auszeichnet – was sich in entsprechenden Handlungen während der Französischen Revolution manifestierte –, ist die angelsächsische durch einen pragmatischen Umgang mit Religion gekennzeichnet. Sie durchtrennte die Verbindung zwischen Transzendenz und Vernunft nicht. Glaube und Ratio erschienen nicht als sich ausschließende Gegensätze. Vielmehr wurde der Glaube als notwendiges moralisches Fundament angesehen. Diese Auffassung findet sich sowohl bei britischen Denkern wie Locke als auch bei den amerikanischen *Federalists*.

In Frankreich führte die enge Verbindung zwischen der Kirche und dem absolutistischen Staat zu einer kompromisslosen Feindschaft der Revolutionäre, während es in Amerika niemals eine Staatsreligion gab und die politische und die religiöse Sphäre somit nicht zusammenfielen. Dieser Unterschied wirkt sich bis heute hinsichtlich der Bedeutung der Religion in der und für die Gesellschaft aus. So ist die Zahl an Menschen, die regelmäßig Gottesdienste besuchen, in Amerika wesentlich höher als in Frankreich oder den meisten anderen westeuropäischen Staaten. Ebenso ist der Anteil derjenigen viel größer, die sagen, Gott spiele eine wichtige Rolle in ihrem Leben. Dies verweist auch auf den Unterschied zwischen dem französischen Laizismus und der spezifischen Verfasstheit des amerikanischen Gemeinwesens mit seiner Ambivalenz der Momente von Religiosität und Säkularität, die sich an unterschiedliche Sphären heften.



## Das französische Beispiel

Deutlich werden die Differenzen auch am Beispiel der Emanzipation der Juden. Frankreich war das Land, das als erstes die rechtliche Emanzipation der Juden ermöglichte, jedoch in einer ganz bestimmten Weise: 1791 fand in der *Assemblée Nationale* eine Diskussion über diese Frage statt, in der der Abgeordnete de Tonnere den berühmten Satz „Den Juden als Volk nichts, als Individuen alles“ äußerte. Mit anderen Worten: Die Juden wurden emanzipiert; sie konnten französische Staatsbürger werden, sofern sie bereit waren, ihre Religion aufzugeben. Dieses spezifische Verständnis von Republikanismus kommt in dem Satz „La République une et indivisible“ zum Ausdruck. Damit einher geht ein Zwang zur Assimilation und die Nichtgewährung von Gruppenrechten. Bis heute wird die ethnische Herkunft nicht vom französischen Staat erfasst, und Nicolas Sarkozy war der erste Präsident, der *Affirmative Action*-Programme nach amerikanischen Vorbild forderte, was aber die Anerkennung kultureller und ethnischer Differenzen sowie der Existenz von Minderheiten in der Gesellschaft voraussetzt.

Die französische Form der Emanzipation und die Entstehung der modernen bürgerlichen Gesellschaft war aus der Sicht religiöser Juden eine Katastrophe, weil sie notwendigerweise schmerzhaft Veränderungen des Glaubens mit sich brachte. Die Schärfe der Auseinandersetzung zeigte sich an der Einberufung des großen *Sanhedrin* durch Napoleon im Jahr 1806. Er legte führenden Rabbinern und säkularen jüdischen Gelehrten einen Fragekatalog mit zwölf Fragen vor, in denen es darum ging, ob Juden mehrere Frauen haben dürfen. Es ging um das Scheidungsrecht und vor allem um die Frage, ob es Juden erlaubt sei, Christen zu heiraten, ohne dass diese konvertieren müssen. Es ging um Fragen der Berufe, des Wuchers und der Vereinbarkeit des jüdischen Religionsgesetzes mit den säkularen Gesetzen des französischen Staates.

## Die Veränderungen des Judentums als Beispiel für die noch ausstehende Entwicklung des Islam?

Die Lektüre dieses Fragenkatalogs erinnert stark an die aktuellen Diskussionen über Einwanderungstests. Das führt zu der Frage, inwiefern die Veränderungen, die das Judentum als Religion durchgemacht hat, als Beispiel für im Islam noch ausstehende Entwicklungen herangezogen werden können. Unbestreitbar war die Situation, in der sich das Judentum befand, historisch eine völlig andere als die Situation des Islam heute. Die Juden waren eine Diaspora-Bevölkerung, die einzige nichtchristliche Minderheit in christlichen Staaten. Dies brachte die Notwendigkeit mit sich, eine Aufteilung der Sphären vorzunehmen: Die Einhaltung der religiösen Gesetze wurde aus der öffentlichen Sphäre verbannt und in den privaten, familiären Bereich verlagert. Bezeichnend hierfür ist ein aus dem Aramäischen stammender Satz, der diesen Spagat zum Ausdruck bringt. Er lautet „Dina de malkhuta dina“ (das Gesetz des Staates ist das Gesetz) und meint, dass die Juden angehalten sind, den Gesetzen des jeweiligen Staates Folge zu leisten, in dem sie leben.

Die diasporische Konstitution führte immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen innerhalb des Judentums und zu ständigen Diskussionen über den Status der Juden in der Gesellschaft. Für auftretende Probleme wurden meist pragmatische Lösungen gefunden, was sich am Beispiel des Buchdrucks veranschaulichen lässt: Trotz der Sakralität der hebräischen



Buchstaben und des Buches untersagten die Rabbiner den Buchdruck nicht gänzlich. Es wurde unterschieden zwischen religiösen Texten, deren Verbreitung weiterhin Restriktionen unterlag, und säkularen Texten, die vervielfältigt werden durften. Das verdeutlicht die Differenz zum Islam. In islamischen Ländern wurde der Buchdruck erst mit 300 Jahren Verspätung eingeführt. Texte durften nur in aufwändiger Arbeit von Kalligrafen kopiert werden.

Der Buchdruck ist aber nur ein Beispiel dafür, dass die Entwicklung im Westen und im Orient zu einem bestimmten Zeitpunkt auseinander gedriftet sind. Obwohl der Islam dem Christentum zunächst in vielerlei Hinsicht überlegen war, hat sich diese Überlegenheit nicht konserviert. Im Gegenteil: Nach der Reformation, der Erfindung des Buchdrucks und der Renaissance – also den Grundlagen der Aufklärung – ging die weitere Entwicklung mit verheerenden Folgen für die Menschen in den islamischen Staaten vonstatten. Die Schärfe der Misere wird im *Arab Human Development Report* deutlich, der von der UN veröffentlicht wurde. Er weist die alle gesellschaftlichen Bereiche durchziehende Krise in den arabischen Ländern nach. Die reale Unterentwicklung der islamischen Staaten steht jedoch in einem Gegensatz zum subjektiven Gefühl der Überlegenheit, das sich aus einer mythologisierten Betrachtung der „goldenen“ Vergangenheit speist. Die Niederlagen gegen den Westen – wie sie sich unter anderem im Kolonialismus vollzogen – und gegen Israel widersprechen diesen Mythen, weshalb sie immer wieder mit Verschwörungstheorien erklärt werden. Sie kehren als permanente narzisstische Kränkung wieder. Statt über die internen Probleme offen und kontrovers zu diskutieren, werden äußere Einflüsse für die eigenen Misere geltend gemacht.

Das kritische Betrachten der eigenen Gesellschaft, der eigenen Lebenswelt ist ein Produkt westlichen Denkens, der Aufklärung, deren Einforderung in islamischen Ländern nicht selten als „eurozentristisch“ diffamiert wird. Dieses kritische Betrachten ist jedoch ohne Alternative. Es bedarf deshalb einer offenen Diskussion über die Gründe für die offensichtliche Unterlegenheit der islamischen Länder und eines Abwägens exogener und endogener Faktoren dafür.

## **Die Notwendigkeit einer historischen und komparativen Betrachtungsweise**

Für die muslimischen Minderheiten in Europa stellen sich heute ähnliche Fragen wie für die Juden bei der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft. Sicherlich ist der Kontext ein anderer und die Situation nicht ohne Weiteres übertragbar – nicht zuletzt deshalb, weil es viele mehrheitlich islamische Staaten gibt, in denen Religion und Politik scheinbar unauflöslich miteinander vermischt sind, weshalb es für Muslime viel weniger Grund für die Trennung der unterschiedlichen Sphären gibt. Dennoch kann eine historische Betrachtung ein erkenntnistheoretisches Potenzial in sich bergen, gerade weil auf religionsphilosophischer Ebene starke Affinitäten zwischen dem Islam und dem Judentum vorhanden sind.

Eine Auseinandersetzung mit der Konstitution der amerikanischen Gesellschaft in Bezug auf Fragen der Integration ist hierzulande deshalb sinnvoll, weil die Bundesrepublik genau vor den Problemen steht, die in klassischen Einwanderergesellschaften seit langem diskutiert und ausgefochten werden. Zumindest Westdeutschland ist längst eine Einwanderungsgesellschaft geworden. Die Fragen nach dem Status von Minderheiten in der Gesellschaft, nach der Vereinbarkeit von kulturellen und religiösen Eigenheiten mit den staatlichen Gesetzen und nach Integration und Integrationsunwilligkeit sind typische Fragen, die sich in derartigen

Situationen stellen. Sich dies zu verdeutlichen, kann helfen, die Debatte auf eine Ebene zu verlagern, die sich jenseits von Rassismus und Kulturrelativismus bewegt.